
Dubravka Ugrešić

Die Kultur der Lüge

edition suhrkamp

SV

es 1963
edition suhrkamp
Neue Folge Band 963

Die Kultur der Lüge entstand als Reaktion auf den Zerfall Jugoslawiens, auf den unseligen Krieg in Kroatien wie in Bosnien. Die Essays sind von äußerster Schärfe, die mit Ironie, Sarkasmus, Satire anprangern – und analysieren –, was in Ex-Jugoslawien geschieht: Aggression gegen den eigenen »Bruder«; künstlich herbeigeführte Amnesie; Rekurs auf nationalfaschistische Ideologien; Propaganda und Zensur; Folklorekitsch als Kultur der Lüge; Schriftsteller und Intellektuelle im Strudel des Nationalismus. Wegen einiger Essays aus diesem Band, die in der westlichen Presse erschienen sind, wurde die Autorin in Kroatien als Landesverräterin und »Hexe« diffamiert.

Ugrešićs Diskurs mäandert zwischen Politik und Alltag, zwischen Öffentlichem und Privatem. Der Grundton ist bitter-sarkastisch. Ugrešić spricht von seelenlosen, manipulierten Jugo-Zombies; ihre eigene Situation schildert sie als die eines »identitätslosen«, nomadisierenden Exilanten. Dubravka Ugrešićs mahnende Beiträge gehören zu den luzidesten und klügsten dieser Art.

Von der aus Zagreb stammenden Dubravka Ugrešić erschienen in der edition suhrkamp *Der goldene Finger* (es 1654) sowie *My American Fictionary* (es 1895).

Dubravka Ugrešić
Die Kultur der Lüge

*Aus dem Kroatischen von
Barbara Antkowiak*

Suhrkamp

Titel des Originals: *Kultura laži*

6. Auflage 2016

Erste Auflage 1963

© Dubravka Ugrešić 1994

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1995

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-11963-1

Inhalt

Dunkler Anfang 11

Der Palindrom-Skandal 21

Das erste Lesebuch 23

Die Geschichte eines Palindroms 32

Popen und Papageien 52

Süße Strategien 71

Die Kultur des Lebkuchenherzens 73

Die Realisierung der Metapher 80

Die Kultur der Lüge 102

Gute Nacht, Schriftsteller, wo immer ihr seid 131

*Gespräche oder Reparatur eines Wasserhahns
in drei Sequenzen* 141

Einleitung. Kriegszeit 143

Erste Sequenz. Der Volksfeind 144

Zweite Sequenz. Der Herr Präsident 149

Dritte Sequenz. Vergessen 155

Schluß. Noch immer Kriegszeit 159

Schießpulver und Kultur 161

Wir sind die Jungs 163

Balkan Blues 183

Granatsplitter und Bücher 213

Beruf: Intellektueller 248

Das Leben als Soap-opera 264

Kein Ende 279

Fußnoten 281

Das ABC des Exils 297

Nachbemerkung 303

»Antipolitik ist die Fähigkeit, sich zu wundern, die Dinge eigenartig, grotesk, ja unmöglich zu finden. Man erkennt, daß man ein Opfer ist, es aber nicht sein will. Man will nicht auf Leben und Tod von anderen Menschen abhängen. Man will sein Leben nicht den Politikern anvertrauen, man entzieht ihnen seine Sprache und seine Philosophie. Der Romanschriftsteller braucht keinen Außenminister; sofern man ihn nicht daran hindert, versteht er, sich auszudrücken. Er braucht auch keine Armee, seit er denken kann, ist er okkupiert. Die Legitimation der Antipolitik ist weder mehr noch weniger als die Legitimation des Romans. Nicht der Politiker ist es, der aus dem Schreibenden spricht, nicht der Politologe, nicht der Fachmann, sondern, im Gegenteil, ein zynischer und dilettantischer Utopist. Er ist niemand, der im Namen einer Mehrheit oder eines Kollektivs spricht. Er beansprucht nicht, daß eine Partei hinter ihm steht, ein Staat, eine Nation, eine Klasse, eine Körperschaft oder die akademische Welt. Seine Arbeit erledigt er auf eigene Faust, allein, in dem von ihm gewählten Medium. Rechenschaft ist er niemandem schuldig, seine Arbeit ist eine persönliche Initiative, Selbstverteidigung.«
György Konrád,

Die Antipolitik eines Romanschriftstellers

»Der Krieg als solcher ist ein ganz rätselhaftes Geschehen. Im Krieg erhalten alle menschlichen Eigenschaften eine besondere Beleuchtung, da sich viele Dinge, die uns im zivilen, friedlichen Leben tagtäglich maskiert und geschminkt (irgendwie erträglich) erscheinen, plötzlich in ihrem verzweiferten Elend zeigen, wie alte Dirnen auf dem Seziertisch. In den Kriegen offenbart sich vor allen Dingen die menschliche Dummheit. Die menschliche Dummheit an sich ist eine elementare, riesige, alltägliche Erscheinung, aber es sieht so aus, als wirkte der Krieg auf die menschliche Dummheit wie ein Gewitterguß auf Pilze: sie schießt gespenstisch überall aus dem Boden.«
Miroslav Krleža,

Eine Impression aus den ersten Kriegstagen

Dunkler Anfang

Ich wurde im fünften Dezennium des 20. Jahrhunderts, vier Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, geboren, in Jugoslawien, in einer kleinen Industriegemeinde unweit von Zagreb, der Hauptstadt der Republik Kroatien. In jenen Jahren kamen viele Kinder zur Welt. Das durch den Krieg zerstörte Land baute hastig an seiner Zukunft. Laut Aussage meiner Mama litt ich als Zweijährige an Avitaminose. Aber schon mit fünf Jahren kostete ich die erste Orange und bekam die erste richtige Puppe, woran ich mich selbst genau erinnere. Seit dieser ersten Orange beschritt das Leben unaufhaltsam seinen Weg in eine bessere Zukunft.

In der Schule lernte ich, daß es in Jugoslawien 6 Republiken und zwei Autonome Provinzen, 6 Nationen und mehrere nationale Minderheiten gibt. Ich lernte, daß in Jugoslawien mehrere Sprachgemeinschaften existieren, neben dem Slowenischen und dem Mazedonischen und den Sprachen der Minderheiten (Albanisch, Ungarisch, Romanes, Italienisch u. a.) das Kroatoserbische oder Serbokroatische oder einfach Kroatische bzw. Serbische, eine Sprache, deren Varianten in Kroatien, Serbien, Montenegro und Bosnien gebräuchlich sind. Ich lernte, daß Jugoslawien drei große Religionsgemeinschaften – die katholische, die orthodoxe und die islamische – und viele kleine hat. Ich lernte, daß Jugoslawien ein *kleines und schönes Land auf dem bergigen Balkan* ist. Ich lernte, daß ich die *Brüderlichkeit und Einigkeit hüten muß wie meinen Augapfel*. Letzteres war eine Art Slogan, dessen Bedeutung ich nicht so recht verstand. Wahrscheinlich verwirrte mich der Ausdruck *Augapfel*.

Als ich größer wurde, erwies sich alles Gelernte als wahr, besonders die Schönheit des Landes auf dem bergigen Balkan. In den ersten amtlichen Dokumenten beantwortete ich

die Frage nach der Nationalität mit: Jugoslawien. Ich wuchs im Rahmen einer Ideologie auf, die von Historikern und Politologen *Titoismus* genannt wird.

Der *Titoismus* implizierte den (scheinbaren oder wirklichen) *Internationalismus* (selbst wenn nur er, Tito, reiste und wir die Pressefotos aus fernen Ländern bewunderten). Im normalen Leben bewirkte diese ideologische Floskel, daß meine Eltern bereit waren, zwei Kindern aus dem Kongo die Schulbildung zu ermöglichen. Ich weiß noch, wie ungeduldig ich auf meine »Brüder« aus dem Kongo wartete, die aus mir heute nicht mehr Erinnerlichen Gründen niemals eintrafen.

Der *Titoismus* implizierte weiterhin die (scheinbare oder wirkliche) *Brüderlichkeit und Einigkeit*, und das bedeutete einen gemeinsamen jugoslawischen Kulturraum. Im Alltagsleben waren die Dinge viel einfacher: der erste Junge, der mich küßte, hieß Budo, er war aus Zaječar, und der Kuß ereignete sich an einem Fließchen, dessen Namen ich nicht mehr weiß, aber jedenfalls im *brüderlichen* Serbien.

Der *Titoismus* implizierte auch einen (scheinbaren oder wirklichen) *Antistalinismus*, was in der Kultur den Bruch mit dem ohnehin kurzlebigen Soz-Realismus bedeutete und auf der Ebene von Leben und Tod eine Zeitlang die Insel Goli otok, den jugoslawischen Gulag. Im Alltag waren die Dinge einfacher: die Kultur meiner Kindheit bestand aus griechischen Mythen, Geschichten von tapferen Partisanen und Hollywood-Filmen. Mein Idol war der Westernheld Audie Murphy. Die amerikanischen Filme unterstützten Titos historisches, an Stalin gerichtetes NEIN auf effektivste und billigste Weise.

Ich wuchs in einer Kultur auf, die sich fremde Werte schnell aneignete: von italienischen Schuhen bis zu Kulturschriftstellern. Einmal besuchte ich die Lesung eines bekannten amerikanischen Autors. Im einheimischen Publi-

kum meldete sich der kollektive Minderwertigkeitskomplex. Kennen Sie Ivo Andrić, Miroslav Krleža, Danilo Kiš? fragten meine Landsleute mit dem freundlichen Eifer wohl-erzogener Kellner. Nein, antwortete ruhig der amerikani-sche Schriftsteller. Und Milan Kundera? warf jemand aus dem Publikum ein. Natürlich, sagte der Amerikaner. Die Anwesenden atmeten erleichtert auf. Alle hätten in diesem Moment geschworen, daß Kundera einer unserer Schrift-steller sei. Alle hätten auch geschworen, daß unser Land *Jugoslawakei* heiße, nur damit Kundera das auch bliebe. Unser Schriftsteller.

Ich wuchs in einer Kultur auf, die stolz darauf war, mit der *westlichen* Welt Schritt zu halten, obwohl daheim – so we-nig überzeugend es für den *westlichen* und den an kollekti-ver Amnesie leidenden einheimischen Leser klingen mag – Dinge geschehen konnten, die künstlerisch interessanter waren als solche in der weiten Welt. Darum hörte ich mit dem tiefen Verständnis eines »östlichen« und der gutmüti-gen Skepsis eines »westlichen« Menschen vor einigen Jahren meinem russischen Kollegen zu, als er in aufrichtiger *Pere-stroika*-Begeisterung sagte: *Komm, du wirst sehen, wir ha-ben Postmodernismus so massenhaft wie Scheiße. Nur Seife haben wir nicht.*

Ich wuchs in einer multinationalen, multikulturellen und monoideologischen Gesellschaft auf, die eine Zukunft vor sich hatte. Politik interessierte mich nicht. Meine Eltern hat-ten mir darüber nichts beigebracht. Die Worte *Glaube*, *Volk*, *Nation* oder gar *Kommunismus* und *Partei* bedeuteten mir nichts. Der einzige »politische« Satz, den ich niederge-schrieben habe (ich hatte ihn einem Kind gestohlen), lautet: *Ich liebe mein Land, weil es klein ist und weil es mir leid tut.*

Bücher und Freunde bildeten meine Umgebung, und mir war ganz unerklärlich, warum meine Mama vor zehn Jahren

zu jammern begann: *Wenn es nur nicht zum Krieg kommt; alles ist gut, aber wenn es nur nicht zum Krieg kommt.* Das machte mich nervös, und ich schrieb ihre Besorgnis dem Älterwerden zu. Die einzige Vorstellung, die das Wort *Krieg* in meinem Kopf wecken konnte, waren die populären Kinder-Comics über die kleinen Partisanen Mirko und Slavko. *Paß auf, Mirko, eine Kugel! Danke, Slavko!* lautete der Dialog dieser Figuren.

Wohl darum kam ich mir wie ein Statist in einem Kriegsfilm vor, als ich im Herbst 1991 zum erstenmal im Schutzraum war. *Was gibt es heute abend im Fernsehen?* fragte meine Nachbarin, eine senile Achtzigjährige, ihre Tochter. *Es ist Krieg, Mama,* antwortete die Tochter. *Unsinn! Der Film hat angefangen,* sagte die alte Frau und machte es sich im Sessel bequem.

Die Zeit rundete sich zum Kreis, und nach genau 50 Jahren, im neunten Dezennium des 20. Jahrhunderts, brach ein neuer Krieg aus. Diesmal waren es keine *bösen Deutschen, schwarzen Faschisten*, die einheimischen Teilnehmer hatten die Rollen unter sich aufgeteilt. Tausende Menschen kamen ums Leben, verloren Haus, Identität, Kinder, Tausende wurden zu unglücklichen Emigranten, Flüchtlingen und Obdachlosen im eigenen Land. Der Krieg wurde an allen Fronten geführt, drang in alle Poren, rieselte von den ständig eingeschalteten Fernsehgeräten, aus Zeitungsberichten und -fotos. In dem zerteilten Land liefen reale und mentale Kriege parallel ab. Reale und mentale Granaten vernichteten Menschen, Häuser, Städte, Kinder, Brücken, Erinnerungen. Im Namen der Gegenwart wurde ein Krieg um die Vergangenheit geführt, im Namen der Zukunft ein Krieg gegen das Heute. Im Namen einer neuen Zukunft fraß der Krieg die Zukunft. Die Krieger, die Herren des Vergessens, die Zerstörer des alten Staates und Erbauer der neuen Staaten sorgten mit allen strategischen Mitteln für eine kollek-

tive Amnesie. Die selbsternannten Herren über Leben und Tod setzten die Koordinaten von Richtig und Falsch, Links und Rechts, Wahr und Unwahr.

Und alles existierte gleichzeitig: die einen fielen für ihre Heimat, die anderen töteten und plünderten in deren Namen, die einen verloren ihr Haus, die anderen kamen zu einem Haus, die einen verloren ihre Identität, die anderen behaupteten, sie endlich gefunden zu haben, die einen verloren alles, die anderen gewannen, die einen wurden Botschafter, die anderen Invaliden; alles existierte so offen und schamlos GLEICHZEITIG: in derselben Sekunde zeigten Leben und Tod ihre unterschiedlichsten Gesichter.

Einzelne Soldaten verlangten an die Front zurückzukehren: im Granatfeuer, im Schützengraben lebe es sich ruhiger! Geflüchtete Bewohner Sarajevos wollten heimkehren: dort sei das Dasein menschlicher! Friedliche Städte lebten eine unsichtbare Hölle. Aus ihrer fragilen Sicherheit produzierten sie den Haß (die einen als *Opfer*, die anderen als *Täter*), ohne zu begreifen, daß ihr Haß den wirklichen Krieg verlängerte. Die Quantität des Bösen, das Unschuldigen in Sarajevo angetan wurde, breitete sich aus wie ein radioaktives Gift, jeder empfing nichtsahnend seine Strahlendosis. Siedlungen, Städte, Dörfer wurden zu Laboratorien, die Menschen nahmen, ohne es zu wissen, an einem unsichtbaren Experiment teil.

Wenn man Ratten die Nahrung entzieht, fressen sie nach einiger Zeit zuerst die eigenen Kinder, dann beginnen sie sich gegenseitig aufzufressen. Uns allen wurde die Nahrung entzogen: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Eine Zukunft gab es nicht, weil sie sich schon ereignet hatte. Sie hatte sich ereignet, weil sich – auf ihre Art – die Vergangenheit noch einmal ereignete.

Im Frühjahr 1993 kam in einem Antwerpener Restaurant eine kleine Zigeunerin an den Tisch, an dem ich mit einem

Freund saß, und bot Rosen an. Woher bist du, fragte ich. Ich bin Jugoslawin, Zigeunerin, antwortete die Kleine. Jugoslawien gibt es nicht mehr, sagte ich. Du mußt doch irgendwoher sein, vielleicht aus Mazedonien? Ich bin Jugoslawin, Zigeunerin, beharrte die Kleine.

Die über Europa verstreuten jugoslawischen Zigeuner sind heute offenbar die letzten Jugoslawen, und die übrigen Ex-Jugoslawen wurden inzwischen zu Obdachlosen, Exilanten, Flüchtlingen, Heimatlosen, Ausgestoßenen, neuen Nomaden, mit einem Wort – Zigeunern.

Ich weiß nicht mehr, wer ich bin, woher ich bin, zu wem ich gehöre, sagte meine Mama einmal, als wir von der Sirene aufgeschreckt in den Schutzraum rannten. Obwohl ich heute die kroatische Staatsbürgerschaft besitze, wiederhole ich auf die Frage, wer ich sei, die Worte meiner Mama: Ich weiß nicht mehr, wer ich bin... Manchmal fällt mir ein, hinzuzufügen: Ich bin eine Post-Jugoslawin, eine Zigeunerin.

Im September 1993 (als ich mich selbst zu den neuen europäischen Nomaden gesellt hatte) ereignete sich zu später Stunde im Vorortzug München-Tutzing eine Geschichte, die von Milan Kundera stammen könnte. Auf einer Station stieg ein Mann zu, der ein großes gerahmtes Bild mitschleppte, und setzte sich auf den Platz mir gegenüber. Er murmelte etwas angetrunken vor sich hin, wußte nicht, wohin mit dem Bild. Es zeigte das Porträt (oder retuschierte Farbfoto) eines Würdenträgers in Uniform.

»Wer ist das?« fragte ich.

»Ein Typ... der in meinem Leben eine wichtige Rolle spielt«, murmelte mein Reisegefährte.

»Ein General?«

»Ein Typ... aus Chile...«

»Mir kommt er eher vor wie ein russischer General...«

»Er ist kein Russe...«

»Und was dann?«

»Klement Gottwald«, sagte der Mitreisende resigniert. Die Resignation bezog sich auf seine feste Überzeugung, daß ich, eine Passagierin im Abendzug München-Tutzing, ohnehin nicht wissen könne, wer Klement Gottwald sei.

»Oh, Klement Gottwald!«

»Woher kennen Sie Klement Gottwald?!« fragte der Mann verblüfft.

»Aus einem Roman von Kundera!« sagte ich, denn ich erinnerte mich an die Episode mit dem Foto des kommunistischen Führers auf dem Balkon.

»Der mit Clementis' Pelzmütze auf dem Kopf«, fuhr ich fort und versank in der eigenen Dummheit. Aber mein Reisegefährte wurde lebhaft. Er war natürlich Tscheche. Schon seit fünfundzwanzig Jahren lebe er in Deutschland, das Bild habe er sich seiner Kinder wegen besorgt, sagte er, weil er ihnen die Geschichte seiner Emigration erläutern müsse.

»Und dann gehen wir mit Spray drüber... Mit Spray!« rief er fröhlich beim Aussteigen.

Während ich dem Mann nachsah, der sich auf dem leeren Bahnsteig mit seinem Bild plagte, fiel mir ein, daß manche grausamen Wunden auch nach fünfundzwanzig Jahren nicht vernarben. Aus der Perspektive des Verletzten natürlich. Aus der Perspektive des Beobachters sind sie nur ein kaum verständliches Zitat aus einem vor langem gelesenen Roman.

Die Texte dieses Buches sind aus einer ähnlichen tiefen Verletzung entstanden, auch wenn sie nicht von deren Ursache sprechen. Der fünfundzwanzigjährige Alptraum meines Reisegefährten ist beendet, mit einem Namen versehen und eingerahmt. Mein Alptraum dauert noch immer, er ist anderer Natur und paßt in keinen Rahmen.

Meine Texte – gesehen aus der Perspektive eines fernen Lesers (und Reisenden im Nachtzug auf einer europäischen